



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Das gebildete Publicum.

Fenimore Cooper erzählt: man habe ihm vor dreißig Jahren seine Schriftstellerei in Neuyork sehr übel genommen. Daß ein Amerikaner Romane schrieb, war eine unverzeihliche Anmaßung. Man las ihn nicht. Noch mehr, man verspottete und verhöhnte ihn. Als er eines Tages auf den Clubb kam, fand er das Betragen verändert. Anstatt der excessiven Grobheit excessive Höflichkeit, anstatt der Stichelreden beifällige Phrasen, anstatt des Hohnlächelns das Grinsen der Adulation. Auf die Nacht war der Tag gefolgt. Cooper kannte seine Landsleute. Er sagte zu einem Freunde: „Die Leute denken heute besser von mir, wie gestern. Ein englisches Blatt hat mich wohl gelobt. So war es auch. Als London der Stadt Neuyork verkündet hatte, Cooper könne Romane schreiben, fiel Neuyork auf sein Angesicht und gläubete.

Charles Sealsfield, der deutsche Mensch mit englischem Namen und amerikanischer Erziehung schrieb seine ersten Romane in Amerika englisch. Die englischen Journale nahmen sich seiner nicht früh genug an, sie hatten damals alle Hände voll Cooper'sche und Bulwer'sche Producte. Die Amerikaner fühlten sich choquirt, daß man von ihnen verlange, sie sollten ein heimisches Product anerkennen.

Sealsfield schrieb seine Romane von Neuem. Diesmal schrieb er sie deutsch.

Seit dem Jahr 1843 lesen wir in amerikanischen Blättern angezeigt: „Das Leben in der Neuen Welt oder Skizzen aus der amerikanischen Gesellschaft von Sealsfield dem großen und beliebten amerikanischen Novellisten. —“ „Ein neuer Stern“, sagen die Neuyorker Journale, „ist am literarischen Himmel aufgestiegen, so plödsch, so strahlend, daß unsere Augen geblendet, unsere Gemüther hingerissen werden. Wer? was er ist? was sein Name? Das ist der Welt ein Mystere. Aber über den Hauptpunkt, über seine Werke herrscht nur eine Stimme bei den Kritikern und beim Publicum

und diese ist, daß die hier anzutreffende Wahrheit, Treue, Frische der Schilderung ihres Gleichen nirgends findet. Obgleich ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben, zeigen diese Skizzen eine Bekanntschaft mit unserm Idiom und unsern Sitten, wie nur ein langer Aufenthalt im Lande, ein ausdauerndes Studium unserer unzähligen Provinzialdialekte sie verschaffen kann."

Zur Bekräftigung dieser Behauptungen citirt man den „berühmten Historiker Mundt“, und „Schlegel, den großen, deutschen Kritiker.“ —

Die Anerkennung des wahren Verdienstes spricht ohne Zweifel sehr gut für die amerikanischen Journale, aber noch unzweifelhafter verdienstlicher wäre ihnen diese Wissenschaft gewesen, wäre sie ohne eine Brillenvorhaltung Seitens der Herrn Schlegel und Mundt erlangt worden. —

So lange man jenseits des Meeres nur das schätzt, was europäische Kritiker als schätzenswürdig stempeln, wird man nie zu einem eignen Geschmack kommen. Man wird in der Beurtheilung des Geschriebenen, wie im Schreiben selbst, ein leeres Echo sein. Hätte das amerikanische Publicum nicht viel geschiedter gethan, die Werke Sealsfield's in ihrer ersten englischen Gestalt zu lesen und zu preisen, anstatt daß es sie jetzt, nach Verlauf mehrerer Jahre in einer Uebersetzung schön findet? Denn, verhehlen wir's nicht, den meisten Uebersetzern muß man volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen: „sie sahen an Alles, was sie gemacht hatten, und siehe da, es war sehr schlecht.“ Und — ich schreibe dies mit Schamröthe auf den Wangen, — wären die deutschen Verleger Sealsfield's nicht auch viel geschiedter gewesen, wenn sie die „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“, „Norden und Süden“, „das Kajütenbuch, die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften“, für Uebersetzungen aus dem Englischen ausgegeben hätten? für die übersehten Werke eines großen und beliebten amerikanischen Novellisten. Oder noch klüger von einer beliebten Novellistin? Diese Frage erlaubt nur eine Antwort für alle diejenigen, welche sich vor dem Heißhunger entsetzt haben, mit welchem unser Publicum die Creaturen der Lady Georgiana Fullerton verschlungen hat. Besonders die zähe Helene, deren Namen im Fleisch Middleton ist. — Wären die Verleger geneigt das Publicum auf gleiche Weise wie die Schriftsteller zu behandeln, so hätten sie Sealsfield's Werke betitelt: „Familiengemälde aus beiden Hemisphären“ — „der häusliche Herd am Jacinto“ — „Aus der Gesellschaft in Michigan“ — Alles nach dem Englischen der Lady Djemine! — oder auch nach dem Schwedischen der Frau Friederike Bremer und der nicht weniger berühmten Frau Emilia Flygare Earlen. Oder sie hätten die Wittwe Paalzow demüthigt um Uebernahme der Autorschaft gebeten.

Ich höre zur Entschuldigung dieser Herren sagen, der Name „Sealsfield“, an sich schon fremdländisch, habe sie berechtigt, einen solchen frommen Betrug als unnöthig zu verabscheuen. Ich lasse mich durch diesen Einwand durchaus nicht irre machen. Die Romane des Charles Sealsfield erschienen, ohne den Namen eines Verfassers auf dem Titelblatt zu tragen. Mußte man nicht voraussetzen, sie seien Erzeug-

nisse einer deutschen Feder? Und gibt es etwas Mangelhafteres als den Glauben, das deutsche Publicum wolle, könne, werde einen deutschen Roman mit Interesse lesen? Immer vorausgesetzt, daß er nicht von den Baumeisterinnen der Schlösser Godwie und Gocyn herrühre?

Mit der Ludwig Tieck'schen Vittoria Accorombona ist es eine Ausnahme. Erstlich ist es eine amplificirte Uebersetzung und lockt durch den schlechten Styl und — schmeichelt euch nicht, ich hätte vergessen, daß dieser denkwürdige Roman einen allerhöchsten Recensenten gefunden hat!

Fragt ihr das Publicum, ob es das lesterschienene Geklatsch der Dame Blessington gelesen habe? so wird es vor Unwillen erröthen und mit der eifigen Kälte eines verkannten Publicums bemerken, daß es seit Menschengedenken für „gebildet“ gelte und daß es hoch gebildet geworden, seit es sich durch Autopsie der Henriette Panke und der Caroline Schurz weibliches Zartgefühl und Frauenwürde angeeignet.

Fragt ihr hingegen, ob das Publicum das „Kajütenbuch“ gelesen habe? es wird antworten, die Kritiken hätte es gelesen und ohne Ausnahme bewundert; die Deutschen seien eine vielschreibende Nation; man habe Besseres zu thun, wie deutsche Romane zu lesen, die Richtung der Zeit sei politisch-religiös und die Herren Bieweg und Sohn in Braunschweig seien im Begriff, einen neuen Weiberroman zu versenden, den man lesen müsse, wenn man mit den Theekränzchen gleichen Schritt halten und beim jüngsten Gericht des Cotillon nicht verstummen wolle.

Dagegen läßt sich nichts einwenden. Das Kajütenbuch behandelt freilich die Freiheitskämpfe der Texaner — es entwickelt freilich die originellsten politischen Ansichten und verfolgt die socialen Probleme mit einer selten zu findenden Tiefe und Kühnheit — aber — es weiß nichts von Ronge — nichts von den schwarzwälder Bauern, — nichts von den Brüdern Flamändern, nichts von dem sächsischen und schlesischen Adel. Selbst die befreiende Theorie der protestantischen Lichtfreunde ist ihm gänzlich fremd. Fast möchte ich versichern, daß es nicht einmal den „Briefwechsel eines Staatsgefangenen“ gelesen hat!

Ist das nicht das „gebildete Publicum“?

Otto von Wenkenstern.

II.

Aus Dresden.

Die Stadtverordneten. — Ministerwechsel. — Die Schrift: „Dresden und die Dresdner“. — Gemäldeausstellung. — Theater. — Reifiger's neue Oper. —

Während der Abwesenheit unsrer Landstände führen wir hier ein sehr calmirtes Leben, höchstens erhitzt man sich über einen Gelat in der Stadtverordnetenversammlung, wie deren neulich einer von in der That komischer Neuheit vorgekommen ist. Noch immer schwankte nämlich die Frage, ob man die städtische Gerichtsbarkeit an den Staat abtreten solle oder nicht; Majorität und Minorität hatten darüber in verschiedenen

Chancen gewechselt wie das Zünglein der Waage. Nachdem man endlich bei den Stadtverordneten wieder einmal zu dem Resultate gekommen war, abtreten zu wollen, ergriff auf Anlaß einer Mittheilung des Stadtraths, daß dieser seinerseits gegen die Abtretung sei, ein heftiger Gegner dieses allerdings unverkennbar unpolitischen Schrittes die Gelegenheit, noch einmal die bereits entschiedene Principfrage anzuregen. Der Vorstand des Collegii, ein entschiedener Abtreter, gerieth über dieses Intermezzo so außer Fassung, daß er sich weigerte, die Sache zur Discussion und Abstimmung zu bringen, und, als seine Befugniß zu dieser Weigerung von mehreren Seiten energisch bestritten ward, den gordischen Knoten, ein zweiter Alexander, damit durchhieb, daß — er seinen Hut ergriff, und — *vogue la galère!* — den Präsidentenstuhl räumte: ihm folgten seine Meinungszugehörigen, und sein Stellvertreter entbehrte der zur Beschlussfassung erforderlichen Anzahl von Mitgliedern. Solche Explosionen beweisen freilich, daß unser Parlamentarismus noch in einem gährenden Entwicklungsproceß liegt, und sich noch um ein Gutes abzuklären hat. Von einer andern Seite zeigt er sich aber im Fortschritt begriffen: der Justizminister, Herr v. Könnert, räumt dem Principe der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Strafverfahren das Feld, indem er sein Portefeuille niederlegt — übrigens jedenfalls ein Verlust für unsre Justizverwaltung, dessen Ersetzbarkeit noch in Frage steht. Auch der Kriegsminister, Herr v. Noftiz-Wallwig hat seinen Abgang erklärt: Sie sehen, es gibt Avancement für diejenigen, welche sofort „unter die Minister“ gehen können.

Eins aber ist es vornehmlich, was seit mehreren Wochen bereits Dresden in einer gewaltigen Aufregung erhalten hat, und zwar in einer literarischen. Dresden in einer literarischen Aufregung? wird mit drei Ausrufungszeichen Jeder rufen, der unsre diesfallsige Fischblütigkeit kennt. Ja, das bei Otto Wigand erschienene Buch: Dresden und die Dresdener, ist wie eine Bombe in die selbstgenügsame Gemüthlichkeit der Dresdener gefallen; und diese Bombe scheint bei ihrem Plazen den verschiedenen, getroffenen Eitelkeiten tiefe Wunden gerissen zu haben. Das Buch hat das Schicksal der Daguerreotypportraits; sie sind verschrien, seit die alternden Mädchen die entsetzliche Entdeckung gemacht haben, daß das unerbittliche Instrument ihnen nicht ein, aber auch nicht das kleinste Fältchen schenkt, und nichts weniger ist als ein galanter, dem Stundenzeiger der Natur durch die Finger sehender Portraitmaler: die Getroffene schlägt die Hände vor die Augen: Ah l'horreur, ça n'est pas moi! So wie aber unlängbar diese Portraits durch das Bedingniß ihrer Entstehung den leichten, frischen Schmelz einer lebensvollen Auffassung verlieren, und von einer kalten, bitteren Härte wie überzogen sind, so ist auch ein unlängbarer Fehler jenes Buches, daß es aus einer sehr verbitterten Stimmung hervorgegangen zu sein scheint, und die nicht wegzuschaffenden Wahrheiten mit aller Herbheit behandelt. Eine bei weitem intensivere Wirkung müßte die Schrift gehabt haben, wenn statt des Ernstes der Humor die Farben gemischt, den Pinsel geführt hätte. Das Scherzhafte hat in seiner Form etwas Versöhnendes und überzuckert auch die bitter-

sten Pillen; und wie möchten das vor uns aufgerollte Bild lieber einen Sammet-, als einen Hölle-Breughel nennen dürfen; denn nicht bloß grau in grau, sondern schwarz in schwarz ist hier mit den grellsten Streiflichtern gemalt, und das Lobenswerthe zu sehr in den Schatten des Tadelnswerthen gestellt worden. Schlimm, sehr schlimm ist es dabei, daß man hier in Dresden — wie wahrscheinlich auch anderwärts und überall — Alles vertragen kann, nur nicht die Wahrheit; man hat so lange mit sich selbst und gegenseitig kokettirt und schön gethan, bis man endlich dem Schicksale des bekannten Lügnersohnes verfallen ist, der seine eigenen Lügen für baare Wahrheit hielt; und springt ihnen dann einmal die nackte Wahrheit vor die Augen, dann schreien sie, man habe sie in das Gesicht geschlagen und wollen injuriarum klagen. Das Aller-schlimmste aber freilich ist nun wieder dabei, daß man den Verfasser, der pseudonym als „Treu und Wanderer“ auf dem Titelblatte steht, nicht kennt. Da cursiren denn nun die abenteuerlichsten Gerüchte und Conjecturen; Einige bezeichnen das Werk als ein Compagniegeschäft, Andere bezweifeln dies wegen der Gleichförmigkeit des Styls und schieben es einem Einzelnen in die Schuhe. Am häufigsten hörten man den als musikalischen Referent der Abendzeitung bekannten Dr. Schladebach nennen; seit er aber mit einer entschiedenen Erklärung im Anzeiger die Autorschaft abgelehnt hat, ist man wieder in das weite Meer der Ungewißheit hinausgeschleudert. Zum Ueberflus ist nun auch noch eine Gegenschrift erschienen, gegen deren Ton dem Vernehmen nach die Conversationen und Allocutionen eines Berliner Fischweibes Salongespräch sein sollen.

Doch genug, zu viel schon von diesem literarischen Scandal. Unstre diesjährige Gemäldeausstellung bietet außer einigen trefflichen Portraits der Prof. Vogel und Hübner und einigen netten Genrebildern, unter denen namentlich Wendlers „schreckliche Nachricht“ hervorzuheben ist, wenig Nennenswerthes: die geringe Theilnahme des Publicums fällt hier ein sehr gerechtes Urtheil, und wenn nicht bald Seiten der Direction des Instituts energische Maßregeln zu dessen Hebung ergriffen werden, so dürfte es am Ende daran zu Grunde gehen, daß nicht einmal die Kosten durch die Einnahme gedeckt werden.

Da unser recitirendes Schauspiel seit der neuen Einrichtung der Dinge — über deren Jammerhaftigkeit übrigens nur eine Stimme im Publicum ist — auf der Bahn des Rückschritts reisende Fortschritte macht, so kann ich Ihnen aus diesem Bereiche nur mittheilen, daß Gukow's neuestes Trauerspiel demnächst hier zur Aufführung kommen soll. In der Oper gab es neulich Reißfegers „Schiffbruch der Medusa“ — mit wenig Abänderungen das nämliche Sujet, welches Flotow's „Matrosen“ enthalten. Der Musik fehlt bei vielen unverkennbar gefälligen Einzelheiten das Großartige und Hinreißende der Composition; es weht aus den Wasserregionen, in welchen sich der 2. und 3. Act bewegt, eine kühle Luft über dem Ganzen.

E. P.

III.

Aus Wien.

I.

Außerordentliches Aufsehen macht hier der plötzliche Rücktritt des Gouverneurs, Graf Stadion in Triest, der ohne daß man darauf gefaßt, seine Stelle niederlegte, und wie Einige behaupten, sogleich nach London ging, — was jedoch schwer zu glauben ist, da man selbst, wenn man seine Stelle niederlegt, erst von ihren Pflichten entbunden werden muß, bevor man über sich selbst verfügen kann. Graf Stadion ist der ältere Bruder des so eben nach Galizien beorderten Hofcommissärs (der bisher Gouverneur von Mähren war). Das Gerücht sagt, der Triester Stadion habe sich gekränkt gefühlt, daß man den jüngern Bruder, der auch jünger im Staatsdienste ist, ihm vorgezogen habe bei der Ernennung zu einem so wichtigen, thatenvollen Posten. Beide Stadions sind talentvolle und hochgesinnte Männer, doch ist es allerdings nicht zu leugnen, daß der Triester St. auf seinem viel wichtigeren Posten bisher mehr Gelegenheit hatte, seine Capacität und Charakterfestigkeit zu beweisen, als der jüngere Bruder. Doch gibt es viele Personen, die an diese Eifersüchtelei durchaus nicht glauben wollen, vielmehr der Abdankung des ältern St. eine andere Ursache unterlegen und es bloß als Zufall erklären, daß jene mit der Ernennung des jüngern Bruders nach Galizien zusammentrifft. Hat doch sogar eben dieser Triester Stadion zu Gunsten des jüngern Bruders auf sein Majorat verzichtet. Diese Majoratsverzichtung ist jedoch kein Beweisgrund. Das Stadionische Majorat, mit welchem der Titel „Erlauchte“ verbunden ist, scheint eine schwierige Clausel zu haben, wahrscheinlich in Bezug auf Ebenbürtigkeit bei der Verheirathung. Der älteste von den vier Stadionischen Brüdern, der nicht ebenbürtig sich vermählte, trat Titel und Majorat an den zweiten, dieser an den dritten und dieser endlich an den vierten Bruder ab. — Lange kann übrigens die Ursache dieser räthselhaften Abdankung von einem so hohen Posten (eine Erscheinung, die in Oesterreich eine Seltenheit ist, und immerhin einen außergewöhnlichen Charakter verräth) kein Geheimniß bleiben. — Die heute hier eingetroffene Nummer des „Rheinischen Beobachters“ enthält eine Correspondenz aus Wien, worin von dem Besuche des preussischen Monarchen beim Fürsten Metternich die Rede ist. Die Redaction dieses preussischen Regierungsblattes glossirt diese Correspondenz mit einer spizen Anmerkung, worin die „Herrn Wiener“ gewarnt werden, nicht so eitel zu sein und sich einzureden, Preußens König befrage den Fürsten von Metternich um Rath in Bezug auf die Verfassung seines Landes. Es sei schön, daß die beiden Regierungen im guten Einverständnisse leben, aber Preußen sei gewohnt, selbstständig zu handeln u. s. w. Dieses Raisonnement ist ganz richtig. Wir fragen aber den Herrn Rheinischen Beobachter, wie es kommt, daß er jetzt, wo das Gerücht vom österreichischen Einflusse

ihm unbequem ist, diesen abweist, während gewisse patriotische Blätter Preußens vor einigen Wochen, als die Weser und Bremer Zeitung verboten wurden, nicht undeutlich zu verstehen gaben, dieses sei auf das Drängen einer fremden Macht geschehen: Wie Preußen, war damals zwischen den Zeilen zu lesen, wir hatten gegen die Bremer Zeitungen nichts einzuwenden, wir sind liberal und können ein freies Wort vertragen, aber da drüben der reactionaire Nachbar hat es gewünscht und wir konnten nicht umhin, ihm nachzugeben. Wie kommt es, daß die preussischen loyalen Correspondenzen damals so sonderbarer Weise vergessen konnten, daß Preußen keinen Rath von einem fremden Cabinette sich hole, daß Preußen gewohnt sei, selbstständig zu handeln u. s. w.? Der Wind und der Mantel bleiben immer dieselben, die Kunst besteht nur darin, wie man den letzten umhängt. Gilt es, sich rein zu waschen — so schiebt man seine Eier der Nachbarhenne unter; gilt es, seine eigene Kraft zu zeigen, so hebt man die Flügel und schreit: „ich allein brüte sie aus“. Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu.

— Rainer —

2.

Andere Gerüchte über Graf Stadion. — Die Wiener und die Triester Börse. — Halm. — Dr. Becher. — Ueber Görning's statistische Tabellen. — Die Gewerbefrage.

Es hat der Staat einen seiner ausgezeichnetsten Diener verloren — der Graf Stadion, Gouverneur von Triest, hat seine Demission eingegeben. Sie werden vielleicht in einer Zeitung die geheimnißvolle Notiz gelesen haben: Graf Stadion hat plötzlich seinen Posten verlassen, und hat eine Reise nach England unternommen — in Obigem findet diese Nachricht ihre Erläuterung. Die Umstände aber, welche diesen Entschluß bei dem Grafen herbeigeführt, werfen wieder ein neues, aber leider ein betrübendes Bild auf den Gang unserer Verwaltung, und zeigen neuerdings, wie selbst dem hochgestellten Beamten oft Fesseln angelegt werden, unbekümmert, ob diese Fessel nicht eines der wichtigsten Räder der ganzen Maschine hemme. Der Gang der Sache war dieser. Auf der Börse zu Triest waren zwei Kaufleute thätlich aneinander gerathen, und dieser dort unerhörte Scandal war von den Börsenvorständen dahin entschieden worden, daß der angreifende Theil viertausend Gulden Strafe zahlen sollte, nachdem früher mehrere Stimmen dafür gewesen waren, den Eintritt auf die Börse für immer zu verweigern. Der Angeschuldigte, dem diese Strafe zu hoch schien, wollte sich endlich nur zur Zahlung von fünfzehnhundert Gulden herbeilassen, und als der Börsen-Vorstand auf dem alten Ausspruch bestand, ward die Sache Gegenstand einer gerichtlichen Klage und dem künftländischen Gubernium vorgelegt*). Graf Stadion, die Wichtigkeit

*) Hier scheint ein Irrthum vorzuwalten. Das Gubernium ist eine politische Behörde; die richterlichen Behörden sind der Magistrat und die Appellation, D. N.

des Ansehens der Triester Börse kennend, und überzeugt, daß nur durch kräftige Mittel die ruhige Ordnung dieses jedem Kaufmanne so wichtigen Ortes aufrecht erhalten werden könne, bestätigte nicht allein den früheren Ausspruch des Börsen-Vorstandes hinsichtlich der Viertausend Gulden, sondern verschärfte die Strafe auch noch durch Zuerkennung von Arrest. Es mußte ein Beispiel gegeben werden, um sogleich für immer von ähnlichen Vorfällen zurückzuschrecken. Nun blieb dem Verurtheilten noch der Recurs an die oberste Hofstelle übrig; diesen ergriff er und die Entscheidung lautete: Der Verurtheilte habe dreihundert Gulden zu zahlen, und die Gefängnißstrafe wird annullirt!!! Sie können denken, welches Aufsehen dieser Entscheid der Hofstelle in Triest machte! Man gab dem, welcher der Triester Börse den Schimpf angethan, sie zum Orte eines thätlichen Angriffes zu machen, gewissermaßen Schutz gegen die Börsen-Deputation, den Verein der ehrenwerthesten, einflußreichsten Kaufleute, und selbst dem Triester Gubernium gegenüber. Graf Stadion, auf das Höchste überrascht von diesem Entscheide, machte bei der Hofstelle auf die Nachtheile aufmerksam, welche eine solche Compromittirung des Guberniums bei den Einwohnern zur Folge haben müsse*), bat um Zurücknahme dieses Befehls und um Bestätigung des früheren Urtheils. Darauf kam der Befehl, das Urtheil der Hofstelle habe in Kraft zu bleiben, und Graf Stadion erklärte: er werde seine Stelle niederlegen, wenn man ihn compromittire. Auf diese Eingabe erhielt er nun gar keine Antwort, worauf er nach Wien kam, und in die Hände des Monarchen seine Demission gab. Allerdings, nach der Stellung unserer Wiener Börse zu urtheilen, war jenes Vergehen kein so bedeutendes, weil es hier nicht zu den Seltenheiten gehört, was an anderen Börsen zu dem schmachvollsten Betragen gezählt und darnach behandelt würde, weil die Wiener Börse, statt der geweihte Herd eines soliden, großartigen Geschäftes zu sein, ein Tummelplatz schmutziger Agiotage geworden ist, wo vagirende Commis und Ladienier einen großen Theil der Besucher bilden. Wenn man nun an die großartige Triester Börse den Maßstab der hiesigen legte, da konnte es freilich für keine so große Sache gelten, wenn ein „Börsianer“ dem andern eine Ohrfeige gibt, und es wäre nach hiesigen Börsenbegriffen allerdings zu hart bestraft gewesen, dafür eine so bedeutende Geldbuße und Gefängnißstrafe zu decretiren. Uebrigens ist es schwer zu glauben, daß bei dem Grafen Stadion nicht noch ein anderer tiefer liegende Grund viel gewirkt haben muß; denn sonst ist man bei uns

*) Dies ist eine sonderbare Einwendung! Von diesem Gesichtspunkte aus wären alle Appellationsbehörden überflüssig, weil durch einen abweichenden Ausspruch die untere Behörde „compromittirt“ würde. Wie gesagt, es scheint in dem Berichte unseres geehrten Herrn Correspondenten ein Mißverständnis zu herrschen. Uebrigens lesen wir so eben in einer Correspondenz, daß Graf Stadion zum Handelsminister bestimmt sei und daß der Rücktritt von seinem Gouverneursposten und seine Reise nach London mit diesem in Verbindung stehe. Dies würde die übrigen Gerüchte allerdings widerlegen. D. R.

doch gewohnt, dem geringsten Commissär, der Partei gegenüber, Recht zu geben, um nur — das Ansehen des Beamtenstandes nicht in den Augen des Publicums zu verkleinern! Die Sache hat hier in den betreffenden Kreisen ebenso großes Aufsehen gemacht, als in Triest, um so mehr, als man dem Grafen dort vollkommen Recht gibt, und er auch, seit dem Grafen Carl Chotek, ebenso sehr der populärste, als der thätigste Gouverneur war. Die Triestiner wußten es, daß an der Spitze ihres Guberniums ein Mann, der mit klarem Blicke die Erfordernisse des österreichischen Hamburgs erfaßt, und welcher den festen Willen hatte, das in so mancher Hinsicht verwahrloste Küstenland kräftig zu heben. Sagte er doch einmal in einem seiner Berichte an die Hofstelle: „von Schulen und Bildungsanstalten ist im Küstenlande wenig Spur!“ — und mit Energie arbeitete er darauf hin, das Volk von unten auf zu bilden.

Diese Woche meldeten unsere Zeitungen die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion an Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausem (Friedrich Halm), der nun schon mehr Orden hat, als er Stücke, nicht gute allein, erschrieben. Mich soll es einmal wundern, wenn wir von einer Ordensverleihung an Grillparzer lesen werden. — Der bekannte, verdienstvolle Statistiker Dr. Sigfried Becher hat sein neuestes Werk „die Bevölkerungsverhältnisse der österreichischen Monarchie“ dem Kaiser überreicht, und als vom Hofmarschallamte der Vorschlag zu einer Auszeichnung für den Dr. Becher an den Kaiser gelangte, entschied Sr. Majestät, daß sie die Bestimmung dieser Auszeichnung sich selbst vorbehalte. Diese Sache erregt hier um so mehr Aufmerksamkeit, als man bei den betreffenden Stellen weiß, in welchen unbehaglichen Verhältnissen sich Dr. Becher, dem Director der Statistik, dem Hofrath Czörning gegenüber befindet.

Man muß bedenken, wie Dr. Becher sich seit dem Jahre 1836 abgemüht hat, wie er gekämpft, um die verschiedenen wichtigeren Zweige der österreichischen Nationalwirthschaft statistisch darzustellen, wie seit dem Jahre 1807 die officielle Statistik ganz brach gelegen, und wie erst 30 Jahre darnach in „Handelsgeographie, Wien, 1836“, umfassende officielle Daten über Urproduction, Bevölkerung, Industrie und Handel, zur Kenntniß des Publicums gelangten, und welches Verdienst er sich durch die Herausgabe seiner Werke über das „Münzwesen“, die „Handelsübersichten“ und sein neuestes, sehr wichtiges die „Bevölkerungstatistik“ erworben. — Czörning hat in dem großen Tabellenwerke vom Jahre 1841 nur die Industrie und die Schifffahrt ausgearbeitet, über alle die andern Verhältnisse, die von noch höherem und wichtigerem Interesse sind, gibt er bloß Uebersichtstabellen, deren Interesse dadurch beschränkt ist, daß sich Alles bloß auf das eine Jahr 1841 bezieht. Viele wichtige Punkte über die wesentlichen Bedingungen alles gewerblichen Gedeihens, die Lage der Arbeiter, den Zustand ihrer gewerblichen Bildung, sind theils übergangen, theils unzureichend. Dann darf man nicht übersehen, daß in dieser Darstellung der Statistik des Jahres 1841 Facta aufgenommen sind, die den Jahren 1842, 1843, 1844 angehören, und die Zuverlässigkeit der

Angaben leiden auch dadurch, daß die Daten meist auf annähernder Berechnung beruhen. Bei so viel Aufwand an Zeit, an vorhandenen Mitteln aller Art, ist voller Grund vorhanden, etwas Besseres zu verlangen, um so mehr, da volle vier Jahre mit der Ausarbeitung zugebracht wurden, indem die Statistik vom Jahre 1841 erst im Jahre 1845 erschien. Und endlich kann dieses Werk von keiner so unendlichen Bedeutung sein, da ein einzelnes Jahr nie geeignet ist, den wahren Zustand der administrativen Gestaltung eines Staates richtig zu beurtheilen*). — Was unsere Gewerbefrage betrifft, so soll Baron Kübel keinesweges die Hoffnung auf das Realisiren der Gewerbefreiheit aufgegeben haben; er arbeitet, wie es heißt, an einem neuen Memoire über diesen Gegenstand.

— n —

IV.

Zur neuesten Geschichte des Zollvereins.

Aus München.

Es ist kein Geheimniß mehr, daß der Berliner Zollcongrèß ebenso unfruchtbar ausgefallen ist, wie sein Vorgänger und daß die Versöhnungsbrücke der widerstrebenden Interessen des deutschen Südens und Nordens in diesem Jahre ebenso wenig zu Stande komme, als in früheren Jahren. Weniger bekannt dürfte jedoch ein Punkt sein, bei welchem Preußen mit einer unerklärlichen Eigenmächtigkeit zu Werke gegangen ist und die unfererseits im Verein mit Baden und Württemberg als eine Ueberschreitung seiner Vollmacht betrachtet werden muß. Es ist dies der Tractat vom 16. October 1845, den Preußen im Namen des Zollvereins mit Hannover abgeschlossen hat, demzufolge ein früherer Tractat mit Hannover (vom 1. November 1837) erneuert wird. Die außerordentlichen Vortheile, die darin Hannover bewilligt sind, erscheinen nach dem feindseligen Verhalten dieses Staats, dem Zollvereine gegenüber, doppelt räthselhaft. Daß man in Bezug auf die Einfuhr von Vieh, Korn und Butter in die Zollvereinsstaaten Differentialzölle zugestanden hat, finden wir in Ordnung. Unerklärlich aber bleiben die Concessionen in Bezug auf die Einfuhr von Garnen, bei denen kein Unterschied zwischen Handgespinnst und Maschinengarn gemacht wird! Die Einfuhr von Leingarn, so wie von ungebleichten und ungefärbten Leinen steht nach dem frühern Tractat von 1837 Hannover frei; bei den bekannten Zollverträgen zwischen England und Hannover steht uns somit eine Ueberschwemmung mit englischem Garn über Hannover bevor. Die Gefahr, die dadurch die süddeutschen Spinnereien bedroht, liegt auf der Hand. Dabei fragt man sich mit Recht, wodurch hat Hannover solche Zugeständnisse plötzlich

*) Es ist ja aber auch nur der Anfang! D. N.

verdient? Wer die Politik Hannovers dem Zollvereine gegenüber beobachtet hat, der kann nicht zweifeln, daß diese Macht stets den Einflüsterungen Englands zum Werkzeug sich hergegeben hat, um, wo es nur konnte, dem Zollvereine einen Prügel in den Weg zu legen. Woher also plötzlich diese Freundlichkeit gegen den unfreundlichen Nachbar? Mit Bestimmtheit wird Baiern im Einverständnisse mit Baden und Württemberg diesem hannoverschen Tractate die Ratification so lange verweigern, bis nicht einige Punkte desselben geändert werden. In welcher Weise diese Aenderung geschehen darf, ist noch ein Geheimniß, doch dürfte der Ausweg darin bestehen, daß man in dem Tractat einen Unterschied zwischen Hand- und Maschinenspinnst einführt, obgleich auch dieser Ausweg seine großen Schwierigkeiten hat. Wahrlich, auch Baiern ist gern geneigt, jede Wolke, die das gute Einverständniß der deutschen Staaten unter einander bedrohen könnte, fern zu halten, aber wir glauben mit Recht beanspruchen zu können, daß man auch die Interessen des deutschen Südens berücksichtige und ihm nicht unter dem Scheine der deutschen Einheit die Aufopferung seines Wohlstandes zumuthe. \triangle .

V.

N o t i z e n .

Was beweist die Amnestie? — Publicistische Fruchtbarkeit. — Freiligrath. — Graf Andriani. — Deutsche Heimlichkeit. —

— Der maßlose Jubel, den die päpstliche Amnestie im ganzen Kirchenstaat hervorbrachte, stellt es erst an's Licht, wie weit verzweigt die Revolutionsversuche dort gewesen sein müssen. Wo alle Stände, die höchsten, wie die niedrigsten mit solcher Freudenwuth ein solches Ereigniß feiern, da müssen auch alle Stände dabei theilhaftig sein. Es gibt Staaten und Länder, wo der politische Stumpfsinn und die Unbekanntschaft mit allen politischen Dingen so groß ist, daß, wenn heute eine Amnestie erklärt würde, das gemeine Volk sich gar nicht darum kümmern würde und die höhern Stände ihren Beifall höchstens in einigen kühlen Worten ablegten. Daß bei den Romagnolen die Amnestie wie ein Blitz in die Pulvertonne fiel, zeigt eben, wie viele Familien ihre Angehörigen bei den politischen Bewegungen hatten, und es zeigt zugleich, welche Sympathien für diese politisch Compromittirten im Volke lebt und endlich, wie trotz des schärfsten Presszwangs die politische Bewegung von Mund zu Mund sich fortpflanzte. —

Die Verbannung scheint nicht bloß den Charakter zu stählen, sondern auch die Gedanken zu befruchten. Zwei aus ihrer Heimath verbannte deutsche Schriftsteller, der Oesterreicher, Franz S c h u s e l k a und der Preuße, Carl H e i n z e n sind jetzt wohl die fruchtbarsten unter allen unsern Pub-

lichsten. Schufelka hat, seitdem er Oesterreich verlassen, (Anfangs 1845) folgende Werke veröffentlicht: „Mittelmeer, Ost- und Nordsee,“ (Zwanzigbogenschrift) „Die preussische Verfassungsfrage“ (Zwanzigbogenschr.) „Der Jesuitenkrieg gegen Deutschland und Oesterreich“ (Zwanzigbogenschr.) „Deutschland, Polen und Rußland“ (Zwanzigbogenschr.) „Briefe Joseph II. Zeitgemäß eingeleitet und erklärt,“ und außerdem noch eine oder zwei Broschüren in der deutsch-katholischen Sache. — Was R. Heinzen betrifft, so kündigt er so eben selbst an, daß seit Ende 1844 folgende Schriften von ihm erschienen sind: „Die preussische Bureaucratie“ (Zwanzigbogenschr.) „Die Issteinische Dankadresse“ (Flugschr.) „Preussisches und Deutsches“ (Flugschr.) „Die Opposition“ (Zwanzigbogenschr. — in Verbindung mit Ruge u. A.). „Ein Stück Beamtenleben“ (Flugschr.). Außerdem liegt noch eine Zwanzigbogenschrift von zwei Bänden druckfertig! —

Freiligrath hat bevor er nach London ging, um auf den Comptoirstuhl sich zu setzen, noch eine Gedichtesammlung abgeschlossen, welche seine meisterlichen Uebersetzungen moderner englischer Gedichte enthält. Es sind ungefähr dreißig Bogen, welche unter dem Titel: „Englische Dichtungen aus neuerer Zeit“ bei Cotta so eben erschienen sind und Uebersetzungen größerer und kleinerer Dichtungen der Felicia Hemans (das Portrait der Dichterin, ein schöner Mädchenkopf, von etwa sechs- bis achtundzwanzig Jahren, ist dem Buche beigegeben), L. E. Landons, Robert Southey, Tennysons, Henry Longfellow's, Ebenezer Elliotts u. A. enthält. Ein kleiner Theil dieser Gedichte ist von Freiligrath's Frau übersetzt und diese stehen den andern nicht im Geringsten an Rhythmus und Wohlklang nach. Es ist überhaupt interessant, wie viele schriftstellerische Ehepaare unsere Literatur jetzt aufzuweisen hat. Freiligrath und seine Gattin, Herr von Vinzer und seine Gattin (L. A. Beer und Ernst Ritter), Levin Schücking und Louise von Gall, Theodor Mundt und Louise Mühlbach n. s. w. —

— Im Jahre 1843 machten zwei polemische Schriften, die unsere beiden deutschen Großmächte betrafen, viel Aufsehen, um so mehr als sie anonym erschienen und das Geheimnißvolle ihnen noch einen besondern Nimbus gab. „La Prusse et sa domination“ ward dem Bischof in Luxemburg, Herrn Laurent zugeschrieben; dagegen wurde für die Schrift: „Oesterreich und seine Zukunft,“ bald Graf Thun, bald Graf Deym in Prag, bald ein anderer Cavalier genannt. Jetzt weiß man den Verfasser mit Bestimmtheit und da er selbst kein Geheimniß daraus zu machen scheint, so dürfen wir ihn wohl nennen. Es ist der Graf Adriani, ein geistreicher, Wiener Edelmann, aus einem süd-tyrolischen Geschlechte und in Niederösterreich begütert.

Es hat immer etwas Widersinniges, wenn Zeitungs-correspondenten aus den deutschen Großstädten aus dem Centrum von Hunderttausenden von Thätigkeiten, Leidenschaften, Speculationen, Genüssen und Wehen zu

melden pflegen: die Stadt ist wie ausgestorben, Neues gibt es nichts zu melden, das Leben ist ausgeblüht! Wie? in der Arbeitsstätte so vieler grübelnder Geister, so vielen industriellen Fleißes, so raschen auf- und absteigenden Glücks und Glends, so heftiger Reibung zwischen Armuth und Reichthum, zwischen Gewalt und Ohnmacht — ist da ein Stillstand, ein Todtsein möglich? Gehärt nicht da jeder Augenblick Leben, Bewegung, Geschichte? Euer eigenes Gehirn, Ihr geistesbaaren Scribenten ist ausgestorben. Jede Straße mit ihren Häusern, jedes Haus mit seinen Stockwerken, jedes Stockwerk mit seinen Familien, jede Familie mit ihren einzelnen Gliedern und Individuen, bietet Stoff und Beitrag zur socialen Geschichte. „Greift nur hinein in's volle Menschenleben und wo Ihr packt . . . da werdet Ihr gepackt.“ Greift nur hinein — das ist leicht gesagt. Aber wagt es Einer, so greift man ihm selbst an die Gurgel und schleppt ihn vor die Gerichte und verklagt ihn als Verläumder, als Ruhestörer und Ehreabschneider. Wo der Staat, der allgemeine Haushalt, nicht der gläserne durchsichtige Palast ist, der er zur Rechenschaftsablegung für Alle sein sollte, wo der Staat selbst sein Gebäu mit schwarzen Tüchern überall verhängt und Schergen und Wachen überall ausstellt, damit kein forschender Blick seine heimlichen Treppen und Tapetenthüren erspähe, wie soll da nicht der Einzelne seinen Biberbau, sein Maulwurfsloch sorgsam verstopfen? Die öffentliche Meinung macht selbst für ihn Polizei und verurtheilt denjenigen, der das „geweihte“ Leben der Familie der Deffentlichkeit preis gibt. Im Civilisationsleben der europäischen Welt ist das Nackte verpönt, und so groß ist die Furcht vor der Enthüllung der eigenen Verkrüppelung, daß man es als Verlegung des gesellschaftlichen Gesetzes betrachtet, wenn man die Unsittlichkeit des Nachbarhauses der Welt bloß stellt, wie sehr auch die Gesellschaft durch solche Enthüllung gewönne. Das „sittliche“ Deutschland, zumal die von unten bis hinauf zugeknöpft und verummumt geht, wie die Altenburger Bäuerinnen — schreit Ach und Weh, wenn Jemand einen Fegen von ihrer Heimlichkeit abreißt und Ihr werdet hören, wie sie jammern werden, wenn der erste mündliche Proceß in Preußen mit seiner halben, viertel, sechzehntel Deffentlichkeit hier und da ein häßliches Geheimniß der Welt enthüllen wird. Das kann ja morgen auch mir passiren, wird sich Mancher mit stillem Entsetzen denken und wir müssen gefaßt sein, daß, wenn erst die Sechzehntel-Deffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen eingeführt sein wird — das reactionaire Geschrei der bösen Gewissen lauter als je gegen die volle Deffentlichkeit sich erheben wird.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.